

Paola Mendoza & Abby Sher

SANCTUARY

FLUCHT IN DIE FREIHEIT

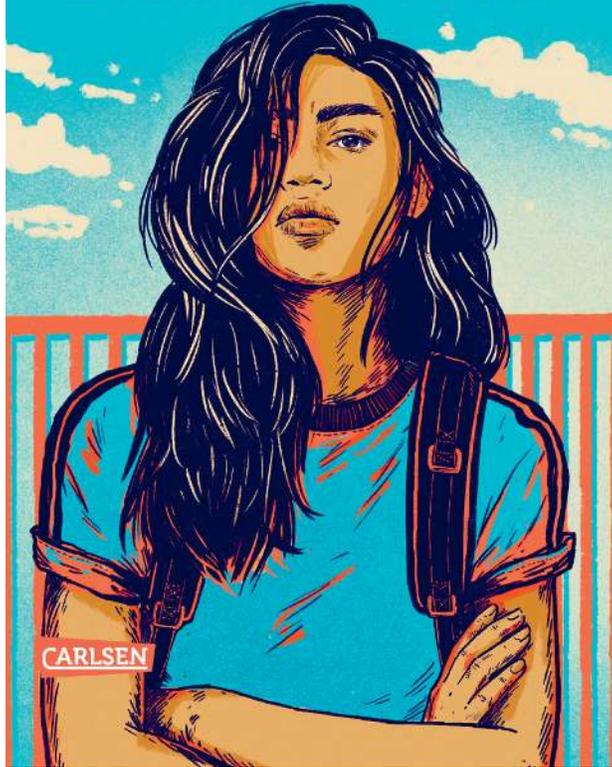


CARLSEN

Paola Mendoza & Abby Sher

SANCTUARY

FLUCHT IN DIE FREIHEIT



CARLSEN

**PAOLA MENDOZA UND ABBY SHER
SANCTUARY - FLUCHT IN DIE FREIHEIT**

Die Erfahrungen von Einwanderern ohne Papiere verpackt in einem spannenden, dystopischen Jugendbuch!

USA, 2032: Alle Bürger*innen werden durch einen ID-Chip überwacht. Es ist beinahe unmöglich, undokumentiert zu leben, doch genau das tut die 16-jährige Vali. Nachdem sie aus Kolumbien geflohen ist, hat sich ihre Familie ein Leben in Vermont aufgebaut. Als jedoch der ID-Chip ihrer Mutter nicht mehr funktioniert und ihre Stadt nach Undokumentierten durchsucht wird, müssen sie fliehen. Das Ziel: Kalifornien, der einzige Bundesstaat, der sich der Kontrolle entzogen hat. Doch als Valis Mutter festgenommen wird, muss Vali allein mit ihrem Bruder weiter, quer durchs gesamte Land, bevor es zu spät ist.

»Ein atemberaubendes Werk dystopischer Jugendliteratur, das von der leidenschaftlichen Stimme einer jugendlichen Protagonistin getragen wird.« *School Library Journal*

WOHIN SOLL ES GEHEN?



[Buch lesen](#)



[Viten](#)



[Das könnte dir auch gefallen](#)



[Leseprobe](#)

**Carlsen-Newsletter: Tolle Lesetipps kostenlos per E-Mail!
Unsere Bücher gibt es überall im Buchhandel und auf carlsen.de.**

Alle Rechte vorbehalten.

Dieses E-Book ist ausschließlich für den persönlichen Gebrauch lizenziert und wurde zum Schutz der Urheberrechte mit einem digitalen Wasserzeichen versehen.

Das Wasserzeichen beinhaltet die verschlüsselte und nicht direkt sichtbare Angabe Ihrer Bestellnummer, welche im Falle einer illegalen Weitergabe und Vervielfältigung zurückverfolgt werden kann.

Urheberrechtsverstöße schaden den Autoren und ihren Werken. Die Weiterverbreitung, Vervielfältigung oder öffentliche Wiedergabe ist ausdrücklich untersagt und kann zivil- und/oder strafrechtliche Folgen haben.

Alle deutschen Rechte bei Carlsen Verlag GmbH, Hamburg 2021

Originalcopyright © 2020 by Paola Mendoza / Abby Sher

Originalverlag: Penguin Random House

Originaltitel: Sanctuary

Umschlaggestaltung: formlabor

Umschlagabbildung: © Dana Lédlová

Aus dem Englischen von Stefanie Frida Lemke

Lektorat: Annika Harmel

Satz und E-Book-Umsetzung: Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin

ISBN 978-3-646-93405-2

Den Migrantinnen und Migranten, Geflüchteten und undokumentierten Immigrierten, die mir über die Jahre ihre Geschichten anvertraut haben, dieses Buch ist für euch. Die Kraft eurer Liebe, eures Mutes und eurer Würde lebt in diesen Seiten.

*Meinem Sohn Mateo Ali,
du bist mein Licht, mein Wegweiser, meine Hoffnung.*

- PAOLA

x

*Für Sonya, Zev und Samson.
Ihr seid so außergewöhnlich, mutig und klug,
und ich freue mich wahnsinnig, zu sehen,
wie ihr euch voller Liebe in diese Welt stürzt.*

- ABBY

KAPITEL 1

Nach fünfzehn Schritten war sie tot.

Fünfzehn - einer für jedes Jahr ihres Lebens, bevor es ausgelöscht wurde.

Ich saß am Küchentisch und hätte eigentlich Hausaufgaben machen müssen. Ich *machte* sogar Hausaufgaben, aber mein Handy vibrierte die ganze Zeit, also tippte ich schließlich auf die Benachrichtigungen, und da war sie.

Ihren Namen habe ich nie erfahren. In den Berichten wurde sie bloß »illegale Fünfzehnjährige« oder »fünfzehnjährige Immigrantin« genannt, je nachdem, wer über sie sprach.

In den Meldungen aus dem Untergrund wurde sie auch als »mutig«, »rebellisch«, »furchtlos« bezeichnet.

Und in den Nachrichten der Regierung hieß es, sie sei »von Krankheiten gebeutelt«, »illegal«, »kriminell« gewesen.

x

Dabei war sie einfach ein Mädchen in meinem Alter. Sie trug ein ausgebleichenes Mickey-Mouse-T-Shirt und Jeans-Shorts, die sie am Bund umgekrempt hatte und die ihr trotzdem fast von den schmalen Hüften rutschten. Irgendwie hatte sie es über den Maschendrahtzaun entlang des ausgebrannten Streifens Land zwischen Tijuana und San Diego geschafft. Über die verrostete, kaputte Barrikade, welche die Menschen auf mexikanischer Seite zurückhalten sollte. Sie

stand da als Narbe. Als Mahnung. Als Warnung. Ihre einzige Funktion war, zu sagen:

BLEIBT WEG. IHR HABT HIER NICHTS VERLOREN.

Das Mädchen im Mickey-Mouse-T-Shirt hatte keine Zeit für Warnungen. Sie wollte sich nicht einschüchtern lassen. Völlig unerschrocken löste sie sich vom Zaun und betrat das Niemandsland zwischen Mexiko und den Vereinigten Staaten. Das Mädchen war unbewaffnet, allein. Ihre dunklen Haare waren zu einem hüpfenden Pferdeschwanz zurückgebunden, und unter dem linken Auge hatte sie einen hellroten Kratzer. Abgesehen davon wirkte ihr Gesicht unversehrt, ruhig sogar, während sie über den staubigen Streifen Buschland zwischen Tijuana und der Mauer ging.

Richtig, *der* Mauer. Der *Great American Wall*.

An der überhaupt nichts großartig war. Sie war vielmehr grotesk. Mit den fünfzehn Meter hohen Stahlbetonpfeilern und dem dichten Metallgeflecht verstellte sie den Himmel. Stacheldrahtspulen verliefen in mehreren Reihen quer darüber, und obendrauf befand sich ein Gewirr von Funken sprühenden Elektrokabeln. Die Regierung hatte Milliarden von Dollar dafür ausgegeben und die komplette Reserve einberufen, um dieses Ungetüm zu bauen. Um uns vom restlichen amerikanischen Kontinent abzuriegeln.

Stehen bleiben! Sofort!, knurrte es aus einem Lautsprecher an der Mauer.

Genau genommen befand sich das Mädchen noch nicht einmal auf US-amerikanischem Boden. Doch wie der Präsident gern sagte, die Vereinigten Staaten von Amerika waren die großartigste Nation in der Geschichte der Großartigkeit, und wir mussten tun, was auch immer nötig war, um unsere heiligen Grenzen zu schützen. Deswegen war oben auf der Mauer eine ganze Kolonne der Grenzschutzpolizei aufgereiht. Grüne Zombies, wie ich sie

nannte. In ihren olivgrünen Uniformen standen sie mit blassen, ausdruckslosen Gesichtern bewegungslos da, während sie auf das Mädchen hinabsahen. Sie trugen die neuesten AK-87-Gewehre auf dem Rücken und um ihre Beine liefen Deutsche Schäferhunde.

Denn das hier war ihr Land.

Und es war ihre Pflicht, die Vereinigten Staaten von Amerika zu schützen und zu verteidigen.

Was auch immer diese Fünfzehnjährige in Flipflops und rutschenden Shorts vorhatte, sie war jetzt zu einer nationalen Bedrohung geworden.

x

Wie gebannt beobachtete ich die langsamen, bedächtigen Schritte des Mädchens. Ich hatte Angst, hörte meinen eigenen keuchenden Atem.

»*Mi'ja*, was machst du da?«, fragte mich Mami. »Wenn du mit deinen Hausaufgaben fertig bist, geh ins Bett.«

»Warte, das musst du dir ansehen.«

»Nein, muss ich nicht.«

»Doch, Mami, musst du«, sagte mein kleiner Bruder Ernie, der gerade im Schlafanzug aus dem Badezimmer kam. Eben noch hatte er auf dem Handy Fußball geguckt, aber anscheinend hatte er dieselben Benachrichtigungen bekommen wie ich. »An der Mauer passiert was Seltsames«, erklärte er.

Mami nervten die ständigen Mitteilungen und Unterbrechungen von unseren Smartphones, auf die wir lange gespart hatten. Doch jetzt hörte sie auf, den Küchentresen zu wischen, und stellte sich hinter mich, um mit auf mein Handy zu gucken.

»*¿Qué es eso?* Ich kann überhaupt nichts sehen. Der Bildschirm ist winzig«, seufzte sie.

Mami erzählte uns gern, wie es früher war, als unsere kleine Familie in dieses Land gekommen war und wir alle zusammen auf einem einzigen Fernseher dieselbe Sendung gesehen hatten. Das war natürlich, bevor die Regierung das gesamte Rundfunksystem übernommen hatte. Bevor sämtliche Nachrichtensprecherinnen und -sprecher, die dagegen protestierten oder zu viel zu sagen hatten, rausgeschmissen und alle Filme und Sendungen, die unpatriotisch schienen, gestrichen wurden. Wenn wir etwas Unverfälschtes oder Außergewöhnliches mitbekommen wollten, mussten wir uns Livestreams im Darknet ansehen. Genau das taten wir gerade. Ich tippte noch einmal aufs Display, um den Livestream in ein Hologramm zu verwandeln. Wir drei pressten die Köpfe zusammen und blickten auf das flackernde Bild. Die Verbindung war schlecht. Die Kamera schwenkte umher und zeigte zwischen Hoffnung und Panik gefangene Gesichter.

»Das gefällt mir nicht«, sagte Ernie. Mir gefiel es auch nicht, aber wir konnten uns nicht davon losreißen. Wir konnten uns nicht bewegen. Wir konnten nur auf diese verrauschten Bilder starren, während das mutige Mädchen einen Fuß vor den anderen setzte – eins, zwei, drei.

Hinter der Barrikade in Tijuana hatte sich eine Traube von Menschen angesammelt, die riefen:

¿Qué estás haciendo? ¡Cuidado!

Was machst du denn da? Pass auf!

Ein Signalhorn ertönte. Ein zweiter grüner Zombie bellte durch die Lautsprecher:

Sofort zurück hinter den Zaun! Es ist untersagt, US-amerikanischen Boden zu betreten! Ich wiederhole: Es ist untersagt, US-amerikanischen Boden zu betreten!

Das Mädchen blieb stehen und hob die Hände, um zu zeigen, dass sie nichts Böses im Schilde führte. Sie blinzelte in die helle Westküstensonne, lächelte leicht und ließ die schlaksigen Arme wieder fallen. Ich fragte mich, ob sie mit dieser wilden Tapferkeit auf die Welt gekommen war oder ob sie einfach schon zu viel verloren hatte, um Angst zu haben.

Sie ging weiter.

»Warum macht sie das?«, flüsterte Ernie. »Warum hört sie nicht auf die Polizei?«

Ich wollte eine Antwort murmeln, aber meine Zunge fühlte sich viel zu groß an. Ich wechselte zu einem anderen Livestream in Tijuana – alle filmten jetzt das Mädchen. Manche von so weit entfernt, dass sie wie ein Fleck auf dem Display oder der Kameralinse wirkte, der zwischen den Betonpfeilern über das Bild kroch. Andere zoomten so nah heran, dass ich fast die Nasenhaare des Mädchens erkennen konnte. Wir beobachteten das Geschehen aus Tausenden Kilometern Entfernung, in der Sicherheit des abendlichen Vermont. Aber ich fieberte mit ihr, mein ganzer Körper zitterte. Ich wünschte, nur einen Funken ihres Muts zu besitzen.

Kein unbefugtes Betreten der entmilitarisierten Zone!, riefen die Zombies. *Ich wiederhole: Kein unbefugtes Betreten der entmilitarisierten Zone!*

»*Dios mío*«, sagte Mami leise und schmalzte mit der Zunge. Sie bekreuzigte sich und schluckte. Mami war ziemlich zäh und begegnete der Welt eigentlich immer mit Fassung. Trotz der Falten um ihre Augen ließ sie sich nichts von all ihren Sorgen und dem Kummer anmerken. Wenn sie jetzt Gott um Hilfe bat, war dies eindeutig die Stunde der Wahrheit.

Währenddessen machte das Mädchen noch einen Schritt vorwärts. Und noch einen. Es sah aus, als würde sie jetzt

richtig lächeln. Zumindest möchte ich sie so in Erinnerung behalten.

Das ist unsere letzte Warnung!, brüllten die Zombies.

¡Eres un héroe! ¡Cuidado!, rief die Menge hinter dem Zaun in Tijuana. In San Diego hatten sich inzwischen auch ziemlich viele Menschen hinter der Mauer versammelt. Sie riefen etwas, das klang wie: *Lasst sie durch! Lasst sie durch!*

Die Stimmen auf beiden Seiten wurden immer lauter und schienen das Mädchen zu beflügeln, es sah aus, als schwebte sie die nächsten paar Schritte. Elf, zwölf.

Ich zählte leise mit.

Sie hatte gerade den fünfzehnten Schritt in ihren Flipflops gemacht, da explodierte der Boden unter ihr. Flammen in Rot, Gelb und Orange schossen in die Höhe und rissen das Mädchen in Stücke. Verwandelten sie in Staub.

Alles um mich herum bebte. Es fühlte sich an, als wäre die Bombe in meinem eigenen Bauch explodiert und die Stoßwelle würde sich grollend durch mich hindurch ausbreiten. Noch nie hatte ich ein Licht so grell wie von diesen Flammen gesehen. Und am erschreckendsten war: Es gab keinerlei Geräusch. Oder vielmehr gab es nur die *Abwesenheit* von Geräuschen. Als wäre ein Loch in die Welt gerissen worden und wir müssten alle Luft, die noch übrig war, in einem riesigen Atemzug einsaugen und sie so lange wie möglich anhalten.

Ernie hielt die Stille nicht mehr aus. »Was ist passiert? Wo ist sie hin? Warum sehen wir sie nicht mehr?«, rief er panisch.

»Sie ist ... sie ist ...«, stammelte ich. Ich wusste nicht, wie ich erklären sollte, was gerade passiert war – weder ihm noch mir selbst. »Mami?«

Mami stand nur da und starrte auf das Hologramm, während Ernie und ich tausend nicht zu beantwortende

Fragen stellten. Irgendwie mussten wir den Leerraum füllen. Weiterreden, denn zu reden bedeutete zu atmen, und zu atmen bedeutete zu leben, und zu leben bedeutete, dass wir immer noch existierten, auch wenn es in einer verrückten, beschissenen Welt war, in der ein fünfzehnjähriges Mädchen in die Luft gejagt wurde, weil es versucht hatte, die Grenze zu überqueren.

»Mami, hast du gesehen, was passiert ist?«, flehte ich. Als ich Mamis Schweigen nicht länger ertrug, packte ich ihre warme Hand und drückte sie.

»*Sí, claro que sí*«, murmelte Mami. Sie so verstört zu erleben, machte das Ganze nur noch schlimmer, realer. Langsam atmete sie aus, die Luft piff zwischen ihren Zähnen hindurch. Dann schloss sie die Augen, als wollte sie ausblenden, was sie gerade gesehen hatte. »Das war eine Landmine, *mi'ja*. Wie in Kolumbien.«

»Was?!«, rief ich. Als ob meine Wut das Geschehene ändern könnte. Wobei, vielleicht tat sie das auch, denn das Bild des Mädchens in Flammen verschwand. Die Verbindung war abgebrochen.

Ich fand einen Livestream von jemandem in San Diego, auf der anderen Seite der Mauer. Die Menschen dort klagten und brüllten: *Sie haben sie umgebracht! Sie haben sie umgebracht!*

Ein wütender Mob drängte in Richtung der Mauer. Die Leute warfen sich gegen die Stahlpfeiler, traten gegen das Metallgeflecht und zerrten daran.

Eine Horde grüner Zombies stürmte in die Menge. Es waren mindestens genauso viele wie oben auf der Mauer. Vielleicht sogar mehr. Sie ließen ihre Schäferhunde los. Die Hunde knurrten und schnappten wild um sich.

Dann wurde alles weiß.

Die Person, die unseren Livestream gerade filmte, rannte los. Eine Stimme rief: *Haltet die Luft an! Lauft!*

Anscheinend sprühte die Grenzschutzpolizei auf amerikanischer Seite Tränengas in die Menge.

»*Dios mío*«, keuchte Mami.

Auf dem Boden lagen sich krümmende und windende Menschen. Sie klammerten sich aneinander, rangen verzweifelt nach Luft. Dann war ein dumpfer Aufschlag zu hören und wir sahen nur noch einen Ansturm von Staub aufwirbelnden, vorbeilaufenden Füßen, teils in Sneakern oder Flipflops, teils nackt.

»Nein!«, flehte ich. Ich wollte durchs Hologramm greifen und der Person, die gerade gestürzt war, aufhelfen, aber ich musste einen anderen Feed finden, um zu sehen, was los war. Ich scrollte durch die Bilder. Die Menschenmengen auf beiden Seiten der Mauer vervielfachten sich mit jeder Sekunde. Der Zorn und die Verzweiflung wurden immer lauter. Die Leute brüllten in ihre Kameras und schrien die Hubschrauber der Grenzschutzpolizei an, die jetzt über den Köpfen der Menschen kreisten.

In Tijuana kletterten einige über den Zaun und liefen auf die Überreste des Mädchens zu. *¡Era una niña!*, klagten sie. Mütter mit tränenüberströmten Gesichtern pressten ihre Kinder an sich.

In San Diego warfen die Leute Steine gegen die groteske »großartige« Mauer und schlugen darauf ein. Es klang wie immer lauter werdender Donner. *Nieder mit den Mauern! Keine Toten mehr!*, riefen sie. Die Menschen krallten sich an die Betonwand, versuchten den Stahl zu zerreißen, den Stacheldraht, den Hass, aus dem die Mauer gebaut worden war. Die grünen Hubschrauber schwebten wie eine Giftwolke über ihnen.

»Wozu sind die Hubschrauber da? Werden sie noch mehr Leuten wehtun?«, fragte Ernie mit kaum hörbarer Stimme.

»Ich glaube nicht. Nein, das können sie nicht«, sagte Mami und griff nach meinem Smartphone, vielleicht um es auszuschalten und uns davor zu bewahren, noch mehr zu sehen. Doch in dem Moment peitschte ein neues schreckliches Geräusch aus dem Handy-Lautsprecher.

Rat-tat-tat-tat-tat-tat!

Aus den Hubschraubern wurde auf beiden Seiten der Grenze in die Menge geschossen.

»Nein!«, schrie ich.

»Dios mío santísimo ...«

Immer mehr Kreischen und Stöhnen war zu hören. Die Menschen riefen in verschiedenen Sprachen nach Hilfe. Ernie vergrub den Kopf an Mamis Brust.

»Was ist ... Was ist, wenn Tía Luna da ist?«, stotterte ich.

Mami stürzte zum Küchentresen, auf dem ihr Handy lag.

»Todo va estar bien. Tranquilos«, war alles, was sie sagte, während sie die Nummer ihrer Schwester wählte.

»Ruf Tía Luna an!«, schrie ich bereits in mein Telefon. Doch es erkannte meine verzweifelte hohe Stimme nicht. Also tippte ich mit zitternden Fingern ihren Namen ein.

Am anderen Ende der Leitung verkündete eine sterile Stimme:

Ihr Anruf kann zurzeit nicht entgegengenommen werden. Bitte versuchen Sie es zu einem späteren Zeitpunkt noch einmal.

Mami lief unruhig auf dem Linoleumboden umher, legte immer wieder auf und versuchte es von Neuem.

»Glaubst du, sie ist auch da?«, fragte ich. »Sie würde doch nicht dahin gehen, oder?«

»Nein. *No creo*«, sagte Mami, ihr Gesicht ein Knoten aus Wut und Schmerz. Sie legte ihr Handy weg und rang vorm

Küchenfenster die Hände, als ob der Himmel ihr etwas anderes sagen könnte.

»Ich verstehe das nicht«, wimmerte Ernie. »Was ist denn los?«

Aus meinem Lautsprecher waren immer noch Schüsse zu hören. Ich konnte sie nicht zählen. Ich konnte gar nichts tun. Die Lücke zwischen uns und dem, was auch immer an der Grenze passierte, wurde immer größer, wie ein riesiges Loch.

Teilte uns in ein Hier und ein Da.

Ein Davor und ein Danach.

»Ich weiß es nicht«, sagte Mami. »Ich weiß nicht, ob Tía Luna da ist oder ...«

Und dann war alles abgeschnitten.

Unsere Smartphones wurden schwarz. Es war nichts mehr zu hören, nichts mehr zu sehen. Es gab keine Verbindung mehr zu dem, was auch immer am anderen Ende des Landes los war. Es gab nur noch einen schwarzen Bildschirm. Angsterfüllt hielten wir die Luft an.

Und dann, ein paar Augenblicke später, erschien flackernd ein neues unheimliches Bild auf meinem Handy. Ein Bild, das ich noch nie von allein hatte erscheinen sehen. Wir blickten auf einen großen Schreibtisch mit einem leeren Stuhl dahinter. Der Tisch stand mitten in einem leeren Raum vor einer kargen grauen Betonwand, an der das Porträt des Präsidenten hing.

Ich wechselte zu einem anderen Feed und noch einem anderen. Doch sie zeigten alle dasselbe. Denselben Tisch, dieselbe Betonwand, dasselbe Porträt.

Als ob alles, was gerade passiert war, ausgelöscht werden sollte.

Als ob *wir alle* ausgelöscht werden sollten.

KAPITEL 2

In der Nacht tat Mami noch nicht einmal so, als würde sie schlafen. Sie warf sich neben mir auf dem Ausziehsofa herum, stand auf und legte sich wieder hin. Gegen drei Uhr morgens ging ich in die Küche, um mir ein Glas Wasser zu holen, da kochte sie einen großen Topf *ajjaco* - kolumbianische Hühnersuppe. Ihre langen, gewellten Haare fielen ihr aus dem sonst so festen Knoten. Sie schnitt und rührte unendlich langsam, während sie aus dem winzigen Fenster starrte. Der Himmel war kalt und stahlgrau, der abnehmende Mond bloß eine Sichel.

»Mami? Warum kochst du?«, fragte ich.

»*Mi'ja!*«, rief sie und drehte sich um. Sie blinzelte schnell, um alle Anzeichen dafür, dass sie einen Schreck bekommen hatte oder auch nur von meiner Stimme überrascht worden sein könnte, zu verbergen. Dann kam sie zu mir und legte mir ihre kräftigen Hände auf die Wangen. »*Vali, vete a dormir*«, sagte sie.

»Ich kann nicht schlafen«, sagte ich.

»Du musst«, erwiderte sie.

Mami war eine leidenschaftlicher Mensch und konnte knallhart sein. Ich war überzeugt, dass sie mit ihren nur eins fünfundfünfzig die Welt aufhalten oder Ernie und mich durch die Apokalypse tragen konnte - was auch immer zuerst erforderlich war. Sie hatte breite Schultern, einen tonnenförmigen Leib und wettergegerbte hellbraune Haut.

Ihre dunklen Augen funkelten stets vor Entschlossenheit. Mami arbeitete auf McAuley's Dairy Farm knapp außerhalb von Southboro, der Stadt, in der wir in Vermont lebten. Gerade vor ein paar Wochen hatte sie geholfen, ein Kalb auf die Welt zu bringen. Es war eine Steißgeburt. Mami hatte mir erzählen wollen, wie aufregend es war, seine Plazenta aufzufangen, aber ich musste würgen. Mami war absolut nie zimperlich oder verängstigt. Ihre Überlebensregeln lauteten:

1. Liebe alle Lebewesen, groß wie klein.
2. Sorge dich nicht und danke dem Herrn für dein Leben.
3. Beschütze deine Familie um jeden Preis.

»*Mi 'ja, a dormir*«, sagte sie, ihre Stimme leise und rau. Ihre vollen Lippen formten sich nur dann zu einem Lächeln, wenn sie es wollte. Jetzt verzog sie den Mund missbilligend.

Ich tat es ihr nach, unser Gesichtsausdruck war fast identisch. Ich fand es schön, meiner Mami so sehr zu ähneln. Wir hatten die gleiche Hautfarbe, die gleichen langen Haare, sogar die gleichen Hüften. Wir trugen dieselben BHs, benutzten dieselben Lipliner und teilten unsere Liebe für Old School Reggaeton. Vor allem hatte ich das Gefühl, dass Mami in mich hineinsehen, durch meine ganze Verwirrung und Angst dringen und auf mein Herz aufpassen konnte.

Normalerweise hätte ich nie gewagt, ihr zu widersprechen. Ich wäre zurück ins Bett gegangen, wie sie es mir gesagt hatte. Ich war ein sehr respektvolles Kind. Aber ich konnte meine Gefühle nicht einfach ignorieren und mich wieder hinlegen. Egal, was Mami mir einzureden versuchte, das hier war kein normaler Tag. Gerade erst vor ein paar Stunden hatten wir mitverfolgt, wie dieses Mädchen an der

Grenze zwischen Mexiko und den Vereinigten Staaten in die Luft gejagt worden war, wie Leute in San Diego auf die Mauer losgingen und Schüsse in die Menge abgefeuert wurden. Das hier war der Morgen danach, oder vielleicht war es nur eine Fortsetzung des schrecklichen Moments, in dem wir uns hier befanden, während die Westküste in Flammen stand und niemand uns sagte, was los war.

Wenn ich mich noch mal hinlegte und die Augen zumachte, würde ich wieder das Mädchen mit dem hüpfenden Pferdeschwanz sehen, wie es von einem Augenblick auf den anderen von Flammen verschluckt wurde. Oder ich würde einschlafen und den nächsten Albtraum von ihr haben, wie sie auf eine Landmine tritt und ihr Körper explodiert und Eingeweide und Augäpfel und Fetzen ihres Mickey-Mouse-T-Shirts durch die Luft fliegen.

Oder von mir, wie ich über den Streifen Land renne, um sie wieder zusammenzustückeln, wohl wissend, dass es mir nicht gelingen wird.

»¿Mi'ja?« Mami drückte meine Wangen. »Ab.«

»Aber was ist mit Tía Luna? Hast du mit ihr geredet?«

Mami schüttelte den Kopf und wendete sich wieder dem Topf auf dem Herd zu.

»Gibt es immer noch keinen Empfang?«, fragte ich. Sie antwortete nicht. Doch ein Blick auf mein Handy verriet es mir. Die Regierung hatte alles abgeschaltet – Internet, Mobilfunk. Die Botschaft war klar: Hier gibt es nichts zu sehen und nichts zu tun. Man zeigte uns nichts weiter als einen leeren Stuhl und das Porträt des Präsidenten in einem Raum aus Beton.

Wir befanden uns in völliger Dunkelheit.

»Es gibt nur noch die Nationalen Nachrichten«, sagte Mami resigniert. »Dort wird ständig dasselbe erzählt. Von der Wirtschaft, die so gut läuft, und den Handelskriegen, die wir

gewinnen. Und wusstest du, dass es eine neue Sandale mit ... *cremallera* ... mit Reißverschluss gibt? Die ist diese Saison sehr beliebt.«

»Was redest du da?«, rief ich ein bisschen zu laut.

»Schhh. *Por favor*. Ernie schläft noch«, flüsterte Mami. »Mehr sagt man uns nicht. Das sind alle Neuigkeiten, die ich für dich habe. Das sind alle Neuigkeiten, die es gibt.«

Ich griff nach Mamis Handy auf dem Küchentresen. Es war ganz warm. Sie hatte Tía Lunas Nummer seit dem Abend dreiundfünfzigmal angerufen. Ich rief ein vierundfünfzigstes Mal an, doch wieder hörte ich nur den nichtssagenden Spruch: *Ihr Anruf kann zurzeit nicht entgegengenommen werden.*

»Vali, *por favor*«, sagte Mami und nahm mir das Telefon ab, bevor ich die Nummer noch einmal wählen konnte.

»Ich will wissen, was los ist!«

»Ich auch, *mi'ja*. Aber man sagt uns jetzt nichts. Also geh schlafen.« Sie drückte mich schnell an ihre Brust, dann schob sie mich zur Küchentür hinaus. Und das war's.

Ich versuchte, wieder einzuschlafen. Ich versuchte es wirklich. Ich ging ins Wohnzimmer und legte mich hin, erst auf meine Seite des Betts, dann auf Mamis Seite, dann quer. Es ging einfach zu viel in mir vor. Ich sah Bilder von dem Mädchen, wie es einen Fuß vor den anderen setzte. Ich sah die Erde explodieren, die Kamera fallen, die rennenden Füße und den aufwirbelnden Staub. Ich hörte die wahnsinnigen Schüsse.

Ich nahm mein Handy und suchte nach Informationen über den letzten Abend. Aber es gab nichts. Oder vielmehr gab es nichts anderes als die Nationalen Morgennachrichten, mit bleich geschminkten Sprecherinnen und Sprechern, die auf Wetterkarten zeigten und vorgaben, aus leeren Bechern Kaffee zu trinken, und an der von der Regierung finanzierten

Farce mitwirkten - über die Vereinigten Staaten, die zu einem wunderbaren neuen Tag erwachten. Obwohl ich ganz sicher wusste, dass wir uns in der schlimmsten Wirtschaftskrise der Geschichte der USA befanden. Hier wuchs nichts. Die Dürre tötete das Vieh und jede Art von Vegetation, das Wasser war strikt rationiert, und wir konnten froh sein, dass Mami überhaupt einen Job hatte.

Die Nachrichtensprecherinnen und -sprecher mit ihren weißen, geraden Zähnen verkündeten erfundene Wahrheiten, wie

Die US-Wirtschaft boomt!

Die Dürre ist fast vorbei!

Und sehen Sie sich diese wunderbaren neuen Sandalen an!

Ich konnte es durchaus verstehen. Ich konnte verstehen, wie das amerikanische Volk von diesen geistlosen Nachrichten hypnotisiert werden konnte. Ich wollte mich auch davon einlullen lassen und den Nachrichten glauben. Es wäre so viel einfacher gewesen.

Aber ich wusste, was es bedeutete, eine Lüge zu leben. Eine Lüge, wegen der ich Menschen gegenüber, die ich nicht kannte, schüchtern und unsicher war. Eine Lüge, die mich nervös machte, sobald ich Sirenen hörte oder wenn ich in der Schule eine Aufgabe bekam, die das Erzählen der persönlichen Familiengeschichte beinhaltete. Eine Lüge, die sich durch meine Ängste noch weiter verfestigte und immer größer wurde.

Für mich begann die Lüge, als wir Kolumbien verließen.

Mein Name ist Valentina González Ramirez, aber Menschen, die mich richtig gut kennen, nennen mich Vali. Ich wurde in der Stadt Suárez, eingekeilt zwischen Bergen im Norden der Provinz Cauca, geboren. Dort lebte ich, bis ich vier Jahre alt war, daher habe ich nur noch Erinnerungsfetzen von Farben und Geräuschen:

Die orange glühende Sonne, die durch unseren hölzernen Türrahmen fiel.

Das schnelle Keuchen von Papi, während er mit mir auf dem Rücken einen steilen, schlammigen Pfad emporlief.

Der Staub unter mir, der sich dunkelrot färbte, nachdem ich über die Schaufel eines Bergbaubaggers gestolpert war und mir die Unterlippe aufgeschlagen hatte.

Die Süße von Mamis Kochbananen auf unserem Herd.

Doch die Fäden, die diese Details miteinander verbanden, sah ich nicht. Ich wusste nichts von den großen Unternehmen, die unsere Stadt übernehmen wollten. Ich wusste nichts von den Morddrohungen und dass tatsächlich Menschen umgebracht wurden, wenn sie die Unternehmen davon abhalten wollten, das Gold unter unseren Bergen hervorzuholen. Und ich wusste definitiv nichts davon, dass meine Großeltern, meine *abuela* und mein *abuelo*, in ihrem brennenden Haus in den Flammen umgekommen oder dass fünf Mädchen gefoltert und in dem Fluss, in dem ich Schwimmen gelernt hatte, ertränkt worden waren.

Sie waren alle Opfer eines bewaffneten Konflikts ohne Kriegserklärung. Es handelte sich nicht mehr um den zweiundfünfzigjährigen Bürgerkrieg in Kolumbien, dieser Krieg war stiller. Fast noch tödlicher, weil er so verborgen und grausam war. Ein Krieg, getarnt im Gewand des Friedens.

Mami hatte mir das alles erzählt, nachdem wir in die USA gekommen waren. Sie sagte, sie vermisse Kolumbien jede einzelne Sekunde jedes Tages, aber dass die Berge und Flüsse voller Blut seien. Deswegen mussten wir unser Zuhause verlassen und uns hier ein neues erschaffen.

Tu naciste en Colombia pero también eres de acá, sagte Mami jeden Abend zu mir, bevor ich schlafen ging.

Und ich antwortete: *Naci en Colombia pero también soy de acá.*

Es war wie ein Gebet, eine Bitte. Ich würde immer Kolumbianerin sein. Genauso wie ich immer Amerikanerin sein würde. Zumindest fühlte ich mich wie eine Amerikanerin, nachdem ich jetzt schon seit zwölf Jahren hier lebte.

Zwei Wochen nach meinem vierten Geburtstag gingen Mami, Papi und ich über die Grenze nach San Diego. Ich erinnere mich noch genau an den Tag, weil ich Mami da zum ersten Mal weinen gesehen hatte und sie mir nicht sagen konnte, ob sie weinte, weil sie glücklich oder traurig war. Wir schliefen eine Zeit lang in einer Obdachlosenunterkunft, doch dort wurden Mami und ich von Papi getrennt, was mich wütend machte und mir Angst einjagte. Also beschloss Mami, dass wir stattdessen im Park schliefen, damit wir alle zusammen sein konnten. Papi fand eine Farm, auf der er und Mami tagsüber Tomaten pflücken konnten. Ich saß währenddessen hinter einem Schuppen und musste ganz leise sein, um niemanden zu stören. Von den ganzen Tomaten bekam ich Bauchschmerzen und ich wurde ziemlich oft von Bienen gestochen.

San Diego war wunderschön und schrecklich zugleich. Die Straßen waren breit und asphaltiert. Jeden Abend, wenn die Sonne unterging, verfärbte sie sich rosa. Es gab einen Vergnügungspark mit Achterbahnen und springenden Delfinen. Doch irgendwie fühlte ich mich ständig einsam, selbst als ich in den Kindergarten kam und Zeit mit Kindern meines Alters verbrachte. Ich wusste, ich war anders. Ich wusste, nicht alle Familien mussten sich einen Plan für den Fall überlegen, dass Mami oder Papi nicht von der Arbeit nach Hause kamen, weil die Einwanderungsbehörde sie geschnappt hatte. Ich wusste, es war nicht normal, dass ich

jedes Mal zusammenzuckte, wenn jemand an die Tür klopfte.

Ich lernte den Treueschwur auf die Flagge der Vereinigten Staaten auswendig und sprach ihn beim täglichen Aufsagen in der Schule besonders laut. Auf dem Pausenhof freundete ich mich mit einem blonden Mädchen namens Rosie an. Sie sagte, dass ich ihre beste Freundin sei und jederzeit bei ihr schlafen könne. Doch als ich es einmal machen wollte, fragte mich ihr Vater, woher ich käme, und ich wurde so nervös, dass ich »Nirgendwoher!« sagte und nach Hause lief. Danach redete Rosie nicht mehr mit mir.

Mami, Papi und ich zogen in ein eigenes Apartment. Eigentlich war es ein Büroraum über einem Autohaus, daher roch es immer nach Benzin, und statt eines Kühlschranks hatten wir bloß eine Kühlbox. Aber es war unseres. Ich weiß noch, wie ich am Anfang der ersten Klasse unsere neue Adresse auf mein Notizbuch schrieb – für den Fall, dass ich es verlor. Und weil ich so stolz war.

Ich bettelte Mami ständig an, mir Jeans und Stirnbänder zu kaufen, damit ich aussah wie die ganzen beliebten Mädchen in meiner Klasse. Aber ich sah nicht aus wie sie. Egal, wie ich mich kleidete, ich hätte nie so ausgesehen wie sie. Ich war breiter und dunkler. Ein Mädchen sagte einmal, ich habe die Farbe ihrer Lieblingskaramellsorte. Ein anderes fragte mich, warum die Haare an meinen Armen so lang seien und ob ich ihr beibringen könne, das R zu rollen.

Ich wollte einfach nur mit der Schule fertig werden und arbeiten gehen wie meine Eltern. Ich erzählte ihnen, dass ich eines Tages Herzspezialistin oder eine berühmte Sängerin werden und genug Geld verdienen würde, um ihnen ein schickes Auto aus dem Autohaus unter uns zu kaufen – zum vollen Preis. Mami lachte und Papi sagte, er könne es gar nicht erwarten, damit zu fahren. Ich dachte,

ein Auto wäre das, was sie am meisten brauchten. Sie rackerten sich beide in mehreren Jobs ab, um für Essen und Miete aufzukommen und für das neue Baby zu sparen. Mami war mit meinem kleinen Bruder Ernesto schwanger, der am selben Tag geboren wurde, als der Präsident Kaliforniens Gouverneur durch ein Mitglied seiner Regierung ersetzte, um für »Einheit und Integrität« zu sorgen.

Zu dieser Zeit wurden die Abschiebungsrazzien immer schlimmer. Jeden Tag gab es Aufstände und Proteste. Als der Präsident zum dritten Mal wiedergewählt wurde, erlaubten mir meine Eltern, am Abend aufzubleiben und mit ihnen Nachrichten zu gucken. Fassungslos sahen wir das Feuerwerk in Rot, Weiß und Blau losgehen während nördlich der Grenze die ersten Stahlträger in den Boden gerammt wurden.

Es geschah wirklich. Zwischen Mexiko und Kalifornien wurde die *Great American Wall* errichtet.

Kurz darauf traten die Pressezensurgesetze in Kraft. Papi warf unseren Fernseher raus und sagte, ab jetzt würden wir nur noch echte Nachrichten aus unabhängigen Quellen verfolgen. Doch die Regierung drang auf jede mögliche Weise in unseren Raum ein. Der Präsident erschien überall in riesigen, flackernden Hologrammen wie irgendein intergalaktischer Prophet. Er redete davon, dieses Land »säubern« zu wollen, damit es keine Obdachlosigkeit, keine Seuchen, keine Drogen und keine sonstigen Bedrohungen unserer Demokratie mehr gab.

In Wirklichkeit meinte er, keine undokumentierten Immigrantinnen und Immigranten mehr. Niemanden mehr wie uns.

Von nun an, erklärte er, müssen sich alle, die in den Vereinigten Staaten lebten, am Handgelenk einen ID-Chip unter der Haut einsetzen lassen. Auf den Chips würden alle

Informationen über uns gespeichert sein – Ausweisnummer, Geburtsort, Blutgruppe, Krankheitsgeschichte, sogar Allergien. Die Chips würden alles viel einfacher machen, erklärte der Präsident. Mit einem simplen Scan wüssten wir ein für alle Mal, wer hierhergehörte.

Wer keinen Chip hatte, war offensichtlich »illegal«.

Sich einen Chip einsetzen zu lassen war schmerzlos und umsonst, aber vorgeschrieben. Wir mussten nichts weiter tun, als mit unserer Geburtsurkunde oder dem Nachweis unserer Staatsangehörigkeit in eine Klinik zu gehen. Die Chips waren so klein, dass sie mithilfe von ein bisschen Betäubungsspray durch eine Spritze injiziert werden konnten. Ich hatte zugesehen, wie Ernie seinen Chip bekam. Er war noch ein Baby und gab kaum einen Mucks von sich. Für ihn war es leicht, einen Chip zu bekommen, denn er war in den Vereinigten Staaten geboren.

Bei Mami, Papi und mir war es anders.

Während der Präsident noch vor dem Feuerwerk redete, fing Mami bereits an, alle, die sie in San Diego kannte, zu kontaktieren und um Hilfe zu bitten. So machte sie jemanden ausfindig, der in seiner Küche gefälschte ID-Chips einsetzte. Er nahm fünftausend Dollar pro Stück, was viel mehr war, als meine Eltern hatten, selbst wenn wir in Raten zahlten. Papi sagte, er würde sich später einen Chip holen, es sei wichtiger, dass Mami und ich einen hätten. Er sagte, er würde vorsichtig sein, es würde alles gut gehen.

Der Chip war nicht größer als ein Reiskorn, aber als der Mann in meine Haut schnitt, tat es so sehr weh, dass ich ohnmächtig wurde – eine Betäubung hätte extra gekostet. Ich hatte mir fest vorgenommen, mutig zu sein. Ich drückte Mamis Hand und sah ihr fest in die Augen. Sie hatte diesem Mann buchstäblich jeden Penny gegeben, den wir besaßen. Als ich aufwachte, war ich

Amelia Catherine Davis

Ausweisnummer 072 54 3998

Geboren am 22. 07. 2016, in Arcata, Kalifornien

Blutgruppe: A+, braune Augen, keine Allergien

Ich wusste nicht, wer Amelia Catherine Davis in Wirklichkeit war. Ich wusste noch nicht mal, ob sie tot war oder noch lebte. Ich wusste nur, dass sie mir eine neue Identität gegeben hatte, eine neue Chance, in Sicherheit zu leben. Ich wiederholte die Daten wieder und wieder. Ich sagte sie vor meinen Eltern auf, vor Ernie, der noch ein Baby war, vor den Wänden unseres Apartments, vor dem Himmel. Ich sagte sie zehnmal auf, bevor ich ins Bett ging, zehnmal, bevor ich mir die Zähne putzte, und zehnmal für jeden Schuh, den ich morgens anzog. Ich rieb das Narbengewebe an meinem rechten Handgelenk, bis es ganz rot und wund war. Ich musste mich versichern, dass es noch da war, dass ich noch da war.

Kurz darauf führte die Regierung die ersten ID-Scanner in Kalifornien ein. Sie sahen aus wie diese Geräte, mit denen die Barcodes von Lebensmitteln gescannt werden. Nur waren es statt Kassiererinnen und Kassierern Mitarbeitende der Einwanderungsbehörde in voller Kampfmontur, die kontrollierten, ob wir es alle hindurchschafften. Als ich zu meinem ersten Scan an der Schule stehen bleiben musste und zusah, wie das dünne blaue Licht über meine pummelige Hand strich, dachte ich, ich könnte jeden Moment in eine Million Teile zerfallen.

Ich bin Amelia Catherine Davis. 072 54 3998, wiederholte ich in Gedanken. Ich bin in den Vereinigten Staaten geboren.

Als der Scan abgeschlossen war, hörte ich ein leises Klicken, und der Mann hinterm Scanner nickte und schickte mich weiter. Mir war so schlecht vor lauter Aufregung, dass

ich erst einmal auf Toilette gehen und meine Wange gegen die kalten Fliesen pressen musste, um mich zu beruhigen. Doch als ich meinen Eltern beim Abendessen davon erzählte, nickten sie stolz. Papi nannte mich sogar seine kleine *guerrera*.

»Ich bin nicht klein«, sagte ich und streckte die Brust raus. Er lachte und strich sich über den Bart. Das machte er ständig.

Bis sie ihm den Bart abrasierten.

Am letzten Tag vor den Winterferien in der dritten Klasse wurde Papi, während ich in der Schule meiner Freundin die Haare flocht, von der Einwanderungsbehörde festgenommen. Er wurde in Handschellen abgeführt und in einen Viehtransporter gedrängt. Alle auf der Tomatenfarm – insgesamt über dreihundert Menschen – wurden zusammengetrieben und zu einer Haftanstalt an einem geheimen Ort transportiert. Mami war an dem Tag zu Hause, weil Ernie Fieber hatte. Doch sobald sie von der Razzia erfuhr, schnürte sie sich meinen kleinen Bruder vor die Brust und kam zur Schule gelaufen, um mich in der Pause abzapfen.

Statt sie lächelnd zu begrüßen oder auch nur ihren sorgenvollen Blick zu bemerken, fragte ich: »Was machst du hier? Ich spiele Fangen!«

Sechs Monate lang war Papi in der Haftanstalt. Sie hatten ihm alle Habseligkeiten abgenommen und den Kopf kahl geschoren. Wenn er uns über Videofon anrief, biss ich mir immer in die Wangen, um nicht zu weinen. Er rief alle paar Tage zu unterschiedlichen Zeiten an und fragte uns nach den ganzen albernen Details unseres Lebens. Ich erzählte ihm, dass Ernie jetzt krabbeln konnte und Unmengen von Avocados aß. Ich berichtete, dass ich der einzige neunjährige Sopran im Schulchor war und 92 Prozentpunkte

aufs Diktat bekommen hatte. Es fühlte sich seltsam an, ihm all das zu erzählen, aber er sagte, er wolle es hören. Als wollte er sich versichern, dass wir ohne ihn zurechtkamen.

Das taten wir aber nicht. Zumindest ich tat es nicht. Das war das Schwerste an diesen langen Monaten – vorzugeben, als ginge es uns allen gut, als wären wir glücklich. Die Lehrerinnen und Lehrer an der Schule anzulächeln oder den Mann, der den kleinen Lebensmittelladen nebenan besaß, und mich zu fragen, ob sie sich wünschten, dass auch ich verschwand.

Ich hatte vor allen und allem Angst. Vor den Scan-Stationen und den Transportern und der Frage: *Wie geht's?*, oder *Alles okay?*

Ich wurde schweigsam und wütend und klein wie eine geballte Faust. Ich zuckte zusammen, wenn ich das Gefühl hatte, dass mich jemand komisch ansah – schon allein, wenn ich das Gefühl hatte, dass mich überhaupt jemand nur ansah. Ich wollte einfach auf die Welt einschlagen, meinen Papi schnappen und wegrennen.

Wir mussten aus dem Autohaus ausziehen und lebten wieder in der Obdachlosenunterkunft. Mami konnte nicht zurück zur Arbeit. Die beiden Farmen, auf denen sie als Tagelöhnerin gearbeitet hatte, beschäftigten zwar wieder Leute, aber Mami hielt es für zu riskant, selbst mit gefälschtem Chip. Sie hörte von einem Netzwerk von Kindermädchen, die gut bezahlt wurden, aber auch das schien gefährlich. Wir wussten nicht, wo die »Säuberungen« als Nächstes stattfinden würden und wem wir vertrauen konnten. Jedes Mal, wenn wir mit Papi redeten, sagte er, er würde bald nach Hause kommen. Nur klang seine Stimme mit der Zeit immer müder und weniger überzeugend.

Und dann rief er auf einmal nicht mehr an. Wir warteten tagelang, und die Tage wurden zu Wochen und dann zu

einem Monat. Noch nicht einmal die Anwältin, für die Mami unser letztes Geld zusammengekratzt hatte, konnte unsere Fragen beantworten. Wir erfuhren nie, wann, wie oder warum die Haftanstalt aufgelöst worden war und man die Undokumentierten in Flugzeuge zwang, um sie abzuschieben. Wir erfuhren nie, wo Papi gewesen war, bevor der Krieg in Kolumbien ihn einholte.

Hatte er es zurück in unsere Heimatstadt Suárez geschafft?

War er gerade aus dem Flugzeug gestiegen?

Wusste er, wer ihm neunmal in den Rücken schoss?

Mami hatte nie gewollt, dass ich das Foto von den sterblichen Überresten meines Vaters sah. Kein neunjähriges Kind sollte so etwas sehen müssen. Doch eine unserer Cousinen, die noch in Suárez lebte, schickte Mami eines Tages, als wir gerade zu Abend aßen, eine Nachricht. Mami ließ ihr Telefon fallen und stieß ein herzerreißendes Klagen aus. Als ich nach dem Telefon griff, versuchte sie noch, es mir wegzureißen, doch zum ersten Mal in ihrem Leben hatte sie nicht genug Kraft.

Das Foto zeigte Papis Leiche. Er lag neben einem steilen Bergpfad, vielleicht demselben Pfad, den er mit mir auf dem Rücken hochgestiegen war, als ich mit meinen wenigen Jahren die Schönheit der Berge noch nicht zu schätzen wusste. Sein Gesicht grün und blau geschlagen und im Schmerz erstarrt. Überall war Blut.

Ich starrte auf das Bild. Versuchte, es neu zu sortieren, auf den Kopf zu stellen oder umzudrehen, für den Fall, dass es jemand anders war. Aber ich konnte nicht leugnen, dass es mein Papi war. Er trug dasselbe blassgelbe T-Shirt, in dem ich ihn vor fast einem Jahr zum letzten Mal gesehen hatte. Seine neuen Barthaare stachen in dünnen Stoppeln aus der Haut an seinem Kinn.